

IRA PETER
Deutsch genug?



IRA PETER

Deutsch genug?

WARUM WIR ENDLICH
ÜBER RUSSLANDDEUTSCHE
SPRECHEN MÜSSEN

GOLDMANN

Wir haben uns bemüht, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen, verlagsüblich zu nennen und zu honorieren. Sollte uns dies im Einzelfall aufgrund der schlechten Quellenlage bedauerlicherweise einmal nicht möglich gewesen sein, werden wir begründete Ansprüche selbstverständlich erfüllen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Originalausgabe März 2025

Copyright © 2025: Wilhelm Goldmann Verlag,
München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR)

Redaktion: Chris Tomas

Umschlag: Uno Werbeagentur, München

Umschlagmotive: Arthur Bauer (Foto der Autorin);
FinePic®, München (Adler); Эдуард Евстигнеев/iStock (Struktur);
Margarita Lyr/iStock (Rahmen)

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

EB · CF

ISBN 978-3-442-31777-6

www.goldmann-verlag.de

Inhalt

Vorwort	8
1 Wir müssen hier weg	11
2 Die übernatürlichen Kräfte meiner Eltern	24
3 Befreiung aus der bayerischen Berghölle	33
4 Wie Russlanddeutsche zu ihrem Schäferhund kamen	44
5 Kleinkasachstans Kinder	50
6 Wie aus Waldemars Schläger wurden	58
7 Verlorene Söhne	72
8 Die Würde meiner Eltern ist antastbar	76
9 Die Entdeckung der Scham	96
10 Ирина Эдуардовна Пейтер (Irina Eduardowna Peter)	106
11 Tochtersprache	124
12 Das große Schweigen	142
13 Phantomschmerzen	169
14 Erinnerungskontrolle	185
15 Angst wählt Angst	204
16 Deutsch genug?	221
Dank	233
Inspiration zum Weiterlesen	235
Anmerkungen	237

Für die Mitgebrachten

Vorwort

Als ich 1992 nach Deutschland kam, sprach ich Russisch, mein Vorname klang russisch und weil hier Sowjetunion gleich Russland war, dachten alle, ich sei aus Russland. Dabei kam ich aus Kasachstan, war aber weder Kasachin noch Russin, sondern Deutsche. Das muss für die »richtigen« Deutschen verwirrend geklungen haben. Ich verstand ihre Fragezeichen sogar. Denn auch für mich wurde die Herkunft meiner Familie immer mehr zu einem Rätsel, über das niemand etwas Konkretes zu wissen schien – nicht einmal meine Familie selbst. Später kamen weitere irritierende Details ans Tageslicht. Meine Großeltern waren in der Ukraine geboren worden und manche meiner Verwandten hatten während des Zweiten Weltkriegs für Hitlerdeutschland gekämpft. Das war dann selbst mir etwas zu viel.

Mit Anfang 20 begann ich, die Wege und Umwege nachzuzeichnen, die meine Familie nach Deutschland gebracht haben. Nicht nur, weil ich gern Puzzleteile zusammensetze. Sondern weil die deutsche »Willkommenskultur« mit der Zeit an Herzlichkeit verloren hatte und ich das Gefühl bekam, mich für meinen deutschen Pass rechtfertigen zu müssen. Dabei hatte die deutsche Historikerin Ingeborg Fleischhauer 1990 noch von Russlanddeutschen geschwärmt. »We should thank God for these people. It is as if they come from heaven. They are a solution to all our problems«¹, sagte sie in einem Interview mit der US-amerikanischen Zeitschrift *The Atlantic*. Ihren Optimismus begründete sie mit dem Bevölkerungsrückgang in der Bundesrepublik, den Russlanddeutsche

durch ihre Einwanderung aufhalten würden. Außerdem war sie sich sicher, wir würden dazu beitragen, das Arbeitskräfteproblem zu lösen und bestimmt all die Jobs übernehmen, für die sich die deutschen Deutschen zu schade waren. Auch Horst Waffenschmidt, der erste Aussiedlerbeauftragte der Bundesregierung, blickte zuversichtlich auf den »Familiennachzug« aus dem Osten und nannte Russlanddeutsche im Jahr 1998 einen »Gewinn für unser Land«².

Doch die Honeymoon-Phase endete, spätestens als Deutschland feststellte, dass wir anders deutsch waren als erwartet, und zu zweifeln begann: War unser mitgebrachtes Deutschsein überhaupt deutsch genug? Paradoxe Weise erschien auch vielen Russlanddeutschen Deutschland nicht deutsch genug. Gerade Ältere hatten ja gedacht, sie kämen in das Land ihrer Vorfahren und könnten endlich als »Deutsche unter Deutschen« leben. Dann liefen auch noch ein paar Sachen bei der Integration schief und immer mehr Unstimmigkeiten belasteten die Beziehung zwischen Deutschland und Russlanddeutschen. Langsam, aber sicher wurden wir von »Heimkehrern« zu »Problemrussen«.

Dieses Buch ist eine Einladung, ebendiese 2,4 Millionen Menschen kennenzulernen, von denen die meisten seit über 30 Jahren in diesem Land leben. Menschen, die keine »fremden Nachbarn« mehr sein möchten, als die uns der Titel einer Doku³ des SWR noch im Jahr 2022 bezeichnete. Menschen, die auch dann zu keiner homogenen Gruppe werden, wenn sie noch so oft als solche beschrieben werden.

Russlanddeutsche mögen oft ein wenig seltsam wirken, sie haben definitiv ein paar »Spezialeffekte« oder wie ich es beschreiben würde: eine »postsowjetische Belastungsstörung«. Sie werden sich auch nicht mehr ändern (um hier transparentes Erwartungsmanagement zu betreiben). Zumindest die Generation meiner Eltern nicht. Aber vielleicht kann die deutsche Gesellschaft ihren Blick auf sie ändern. »Zwischen allen Stühlen« (Spoiler: tun wir

nicht) sitzt es sich nämlich nicht gerade bequem. Mehr Dialog, Verständnis und Empathie würden beiden Seiten guttun. Ich hoffe, dass uns dieses Buch dabei hilft, ein bisschen näher zusammenzurücken. Nicht nur, weil ich finde, dass unsere Liebe eine zweite Chance verdient. Sondern, weil ich meinen Eltern stellvertretend für viele andere Russlanddeutsche wünsche, dass sie sich noch mehr als Teil dieses Landes fühlen können. Und so auch gesehen werden.

1

Wir müssen hier weg

Ich würde gern mit diesem Mädchen auf dem Bild sprechen, das ich in den Händen halte. Blond und braun gebrannt steht es hinter einem breiten Bett, auf dem ein aufgeschlagener Koffer liegt. Rechts an der Wand türmen sich Kartons und Woldecken. Vor ihnen die Mutter des Mädchens. Müde sieht sie aus. Es ist Sommer 1992 und in wenigen Wochen wird die Familie Kasachstan für immer verlassen. Das neunjährige Mädchen bin ich.

»Wie stellst du dir Deutschland vor, kleine Irina?«, würde ich gern wissen und kurz in ihre Welt eintauchen. Durch das Haus gehen, von dem ich noch heute träume, dann aber meist voller Angst erwache. Denn vor der Ausreise waren wir in ständiger Alarmbereitschaft, jemand könnte uns in letzter Sekunde ausrauben oder ermorden – solche Gefühle vergisst man nicht. Und doch flackern auch sorgenfreie Bilder auf meinem Nostalgiebildschirm auf. Dann würde ich mich gern neben Vergangenheitsirina setzen, mit ihr die warme Milch trinken, die meine Mutter jeden Abend aus dem Stall brachte, und mit unserem Hund so lange vor dem Haus sitzen, bis die Sonne am endlosen Horizont ins Ocker der Steppe fällt.

Das Bild von mir ist eins von etwa hundert, die im Sommer 1992 vor unserer Ausreise entstanden sind. Mein Onkel Wowa¹ lebte damals schon in *Germania*, wie wir Deutschland nannten, und hatte uns eine Kamera mit vier Farbfilmen nach Kasachstan

geschickt. Papa war begeistert und hielt das Objektiv auf alles drauf. Auch auf den Koffer im Schlafzimmer meiner Eltern, den ich auf dem Bild betrachte. Aus ihm quillt in Folie verpackte Kleidung heraus. Wir hatten uns für Deutschland auf dem Markt in der Stadt neu eingekleidet. Diese Stadt hieß damals Akmola. Als ich dort 1983 geboren wurde, war ihr Name noch Zelino-grad, Russisch für *Stadt der Neulandgewinnung*. Heute trägt sie einen neuen kasachischen Namen: Astana. Der ist etwas einfallslos, denn Astana heißt auf Kasachisch Hauptstadt – was sie seit 1997 ist. Die Namensänderung ins Kasachische drückt das Ende der Sowjet herrschaft mit ihrer Dominanz des Russischen aus. Sie zeigt aber auch, dass das Land sich in seiner politischen Identität noch sucht, denn zwischenzeitlich hieß Astana auch einige Jahre Nur-Sultan, nach dem ehemaligen Präsidenten Nursultan Nasarbajew.

1992 interessierten meine Familie weder die Suche nach Identitäten noch launische Namenswechsel. Wir wollten das Land einfach nur verlassen und dabei möglichst wenig nach Steppe aussehen. Auf dem Kleidermarkt in der Stadt verkauften vor allem Händler aus China alles, was nach Westen aussah und sich wie Osten trug: Jeans und weiße Turnschuhe zum Beispiel, die ich erst am lang herbeigesehnten Tag unserer Ausreise nach Deutschland anziehen durfte. Die Jeanshose, die keine war, riss noch im Durchgangslager Friedland zwei Wochen später, die Turnschuhe auch. Ersatz gab es zunächst beim Deutschen Roten Kreuz, denn ein Großteil unserer Sachen befand sich in einem Container, der uns nachgeschickt wurde. In ihn hatten meine Eltern vor der Abreise auch die Kissen gesteckt, die sich im Bild auf dem Bett stapeln. Zwei Fotoalben und eine kleine Schachtel mit Bildern haben es auf diese Weise ebenfalls nach Deutschland geschafft. Und das, obwohl meine Eltern große Angst hatten, sie in den Container zu legen, der größer klingt, als er mit seinen ein Meter zwanzig auf ein Meter zwanzig war. Unter den ausreisenden Deutschstämmigen

war nämlich das Gerücht umgegangen, dass Bilder und Bibeln nicht ausgeführt werden durften. Für alte Bibeln stimmte das wohl tatsächlich, weil sie als »Kulturgut« galten. Bei Bildern war das eher vom guten Willen der Grenzbeamtinnen und -beamten abhängig, zumindest wenn sie die Koffer bei der Ausreise kontrollierten. Ich kenne viele Familien, die ihre Fotoalben am Flughafen in eine Mülltonne werfen mussten – wenn der Wille kein guter war. Meine sonst obrigkeitshörigen Eltern haben sich in diesem Fall über Gesetze und Gerüchte hinweggesetzt. Dafür bin ich sehr dankbar. Die alten Bilder, die meine Großeltern in bitterer Armut zeigen, sind nämlich Erinnerungsstützen. Und immer dann hilfreich, wenn das kollektive Familiengedächtnis an die »glorreiche« Sowjetunion zu trügen droht.

Auf den Farbfotos, die erst in Deutschland entwickelt wurden, sehe ich Mama lächelnd in Gummistiefeln am Gartenzaun, meinen Vater vor einem Traktor und das ernste Gesicht einer meiner Tanten am Grabstein meiner Oma. Zu den häufigsten Motiven zählen Verwandte, die vor vollen Tellern und Gläsern sitzend in die Kamera grinsen. Besonders viele von ihnen zeigt ein Bild, das Papa in unserem Wohnzimmer gemacht hat, standardmäßig an einem mit Essen voll bepackten Tisch. An der Wand ein roter Teppich, das Must-have einer jeden sowjetischen Einrichtung – nicht nur optisch ein Hingucker, sondern durchaus mit Funktion als Kältedämmung, wenn das Thermometer in der Steppe ab Oktober weit unter null fiel. Auf dem Bild erkenne ich die halbe Nachbarschaft, die uns an diesem Abend feierte, weil wir weggingen. Die meisten waren Deutsche und würden bald nachkommen. *Prowody* hießen diese Abschiedsfeste, wörtlich abgeleitet von *jemanden begleiten*.

Seit Ende der Achtziger hing unser ganzes Dorf immer häufiger auf solchen Partys ab. Die Stimmung war top, die Heimat der deutschen Vorfahren zum Greifen nah. Alle waren umhüllt von einer flauschigen Deutschlandverliebtheit, ganz benebelt von den verführerisch duftenden Paketen der Verwandten aus

Daitschland, unser zweites Wort für *Germania*. Schokolade und Vanillezucker aus dem Westen suggerierten unseren Eltern nach Jahrzehnten der sozialistischen Planwirtschaft, die planmäßig unwirtschaftlich verlief, paradiesische Zustände. Wie sehr gönne ich jedem das Lächeln auf diesem Bild. Die Realität in Deutschland würde es bald trüben.

Auf einem anderen Bild ist das Wohnzimmer leer geräumt. Papa und sein Bruder Roman stehen vor einer weißen Wand. Sie lächeln nicht. Papa ist Nostalgiker, bestimmt war er in diesem Moment wehmütig. »Wie hat sich das für dich angefühlt, das Haus so leer zu sehen?«, frage ich ihn, als ich beginne, mit meinen Eltern über damals zu sprechen. Jetzt haben wir ja einen Grund, uns die Vergangenheit genauer anzusehen: dieses Buch. »Man hat schon gedacht, du gehst raus und kommst nie zurück«, erinnert sich mein Vater und die Wehmut von damals klingt ein wenig durch. »Aber man versteht das erst so richtig, wenn die Tür wirklich für immer geschlossen ist.« Er sehe noch genau seinen Schwerlasterführerschein vor sich, wie er auf der Fensterbank des leeren Schlafzimmers lag. Den habe er in der Abreisehektik vergessen, in Deutschland wäre er ihm vielleicht nützlich gewesen. Ich zweifle dran, er wäre vermutlich nie, oder wie die Berufsabschlüsse meiner Eltern erst nach Jahren, anerkannt worden. Aber an dieses demütigende Gefühl will ich Papa jetzt nicht erinnern und nicke nur.

Eigentlich hatte er gar nicht nach Deutschland gewollt. »Warum nicht?«, will ich wissen. »Ich hatte große Angst vor Heimweh, mich hat es immer schon nach Hause gezogen«, antwortet er. Als Papa mit 16 auf einem Internat war, war er jeden Samstag nach Hause gelaufen, auch bei den für Nordkasachstan typischen Schneestürmen, um wenigstens eine Nacht zu Hause zu verbringen. Was hätte er aber tun sollen, wenn ihn das Heimweh in Deutschland gepackt hätte? »Ein Zurück gab es ja nicht. Ich hatte doch Verantwortung für euch drei Kinder«, zuckt er mit

den Schultern. Seine andere Sorge war: »Würde ich gut genug sein? Würde ich genauso gut wie ein echter Deutscher die Arbeit erledigen? Man wusste doch nichts über dieses Land«, sagt er und ich bin überrascht, dass seine Erwartungen an Deutschland ebenso wie die Selbstzweifel so groß gewesen sein müssen.

Mussten wir denn weg? »Ja«, sagt Papa, ohne zu überlegen. 1979 hatte es kurz Hoffnung gegeben auf eine Autonomie der deutschen Minderheit in der UdSSR. Halbherzig hatte die sowjetische Regierung vorgeschlagen, im Norden Kasachstans ein deutsches, sich selbst verwaltendes Gebiet zu gründen. Mein Onkel David Gabriel, ein Politiker, den ich öfter im Fernsehen als bei uns zu Hause gesehen habe, hatte dort Sekretär werden sollen. Dagegen und gegen Deutsche im Allgemeinen hatten aber sofort die Kasachinnen und Kasachen in Zelinograd protestiert. Mama vermutet, dass der Protest gar nicht aus der Bevölkerung heraus entstanden war. Sie hatte viele kasachische Freundinnen, fühlte sich von ihnen immer akzeptiert. Vielmehr hat sie die Politik im Verdacht, damals eine antideutsche Stimmung angeheizt zu haben. Denn auch über dreißig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs wollte der Staat den »Faschisten«, wie die Sowjetdeutschen manchmal bezeichnet wurden, nichts gönnen. Wir galten damals noch immer als Hitlers »Fünfte Kolonne«. Auch spätere Bestrebungen der Deutschen nach mehr Selbstbestimmung scheiterten.

Dann kamen ab 1985 Gorbatschows Versuche, die wirtschaftlich, politisch und gesellschaftlich marode Sowjetunion aus ihrer langjährigen Krise zu führen. Er setzte auf Transparenz und Umbau, besser bekannt als *Glasnost* und *Perestroika*. Für Deutsche bedeutete die politische Öffnung des Landes zwar wieder kein autonomes Gebiet, aber die lang ersehnte Chance, die Sowjetunion endlich Richtung Bundesrepublik verlassen zu können. Das war theoretisch zwar schon vorher möglich gewesen, jedoch nur unter sehr großen Anstrengungen und ausschließlich im Rahmen von Zusammenführungen zwischen Eltern und Kindern.

Schnell zeigten sich die neuen Möglichkeiten auch in der Statistik. Sprunghaft stieg die Zahl der ausgereisten Russlanddeutschen aus der Sowjetunion von 14 488 im Jahr 1987 auf 47 572 im Jahr 1988 an. In der Regel hatte es Jahre, zig Anträge und viele Schikanen durch sowjetische Behörden gedauert, bis Töchter, Väter, Söhne und Mütter sich in Deutschland wieder in die Arme schließen konnten. Nun ging alles etwas schneller und weniger entwürdigend zu.

Die Eltern meiner Eltern waren nie in Deutschland gewesen, drei lagen längst auf dem Friedhof unseres Dorfes und meine noch einzig lebende, aber lebenserschöpfte Oma meist in ihrem Bett. Sie hatte zwar schon immer zu wissen geglaubt, dass wir eines Tages »zurück nach Daitschland« könnten, sah sich selbst aber eher in der kasachischen Erde als im deutschen Himmel. Meine Eltern hatten also zunächst keine Ambitionen gehabt, mit der sowjetischen und deutschen Beamenschaft um unsere Ausreise zu ringen. Doch je mehr sich unser Dorf leerte – es war mehrheitlich von Deutschen bewohnt –, desto attraktiver wurde für sie die Aussicht, in Deutschland als »Deutsche unter Deutschen« zu leben.

Zudem stellte die wiedergewonnene Unabhängigkeit² Kasachs-tans von der Sowjetunion Minderheitengruppen wie uns Deutsche vor Probleme: Ab 1993 sollte Kasachisch zur offiziellen Staats-sprache werden. Die wenigsten ukrainischen, deutschen oder russischen Menschen im Land beherrschten die Sprache aber. Selbst für viele Kasachinnen und Kasachen war und ist das einst vom Sowjetregime aufgezwungene Russisch bis heute die Mutterspra-che. Der Abwanderungsdruck stieg. Auch, weil in Kasachstan und anderen ehemaligen Teilrepubliken eine Art Anarchie ausbrach, als der Vielvölkerstaat Sowjetunion im Dezember 1991 offiziell kollabierte. Staatliche Betriebe wurden ebenso wie in der zeit-gleich zerfallenden DDR aufgelöst, Millionen Menschen verloren ihre Arbeit. Wer noch eine hatte, erhielt trotzdem nicht zwingend

Lohn. Die Regale in den Geschäften waren leerer als zu Zeiten der Sowjetunion, Strom und Gas gab es zunehmend nach Zufallsprinzip und die organisierte Kriminalität breitete sich wie eine Epidemie über alle Länder des sogenannten Ostblocks aus. Auch in Kasachstan, wo nun die Karten neu gemischt wurden. Die ganz Gewieften schnappten sich recht- und unrechtmäßig Anteile von Staatsbetrieben. Das lief über *Voucher*, die meiner Familie ebenso wie allen Bürgerinnen und Bürgern der Sowjetunion zustanden und deren Bedeutung damals kaum einer verstand. In unserer Region riss sich ein ehemaliger Parteifunktionär den Großteil der *Voucher*, die den Deutschen zustanden, unter den Nagel. Die wehrten sich kaum, wollten einfach nur weg. Heute gehören dem Mann angeblich Teile profitabler Unternehmen und Grundstücke rund um die Hauptstadt Astana.

Der Druck von damals ist in Papas Stimme hörbar, etwas schneller und lauter sagt er: »Die Lage wurde immer angespannter. Jeder Deutsche saß auf gepackten Koffern.« Viele fürchteten, als Minderheitengruppe in Zeiten des Staatszerfalls nicht nur bei den *Vouchern* übergangen zu werden. Einmal, erinnert Papa sich, liefen Mama und er abends durch unser Dorf unweit der heutigen Hauptstadt. Eine Gruppe junger Kasachen kam ihnen entgegen. Sie wichen nicht aus. Ein Schock für meine Eltern. Im Dorf hatte es nie Feindseligkeiten zwischen den Ethnien gegeben. Außerdem galt in Kasachstan nichts mehr als der Respekt vor Älteren. Plötzlich schien diese Regel außer Kraft gesetzt. »Der Zusammenhalt zwischen den Nationen, von dem die Partei immer gepredigt hatte, stellte sich als Märchen heraus«, schüttelt mein Vater den Kopf. Nicht, dass er an diese Erzählung je geglaubt hätte, denn jedem sei »das eigene Hemd am nächsten«, wie er noch heute sagt. Aber plötzlich wurde noch nicht einmal mehr der Schein aufrechterhalten.

Es blieb nicht bei fehlendem Respekt. Zunehmend kam es in Kasachstan, aber auch in Usbekistan oder Tadschikistan zu

rassistisch motivierten Konflikten, welche durch die damaligen wirtschaftlichen und politischen Veränderungen verschärft wurden. Vor allem gegen Russen und Russinnen, die als privilegiert gegolten hatten, wuchsen Ressentiments. Einige russischstämmige Menschen verloren plötzlich ihren Status und wurden auf dem Arbeitsmarkt zunehmend benachteiligt. Zeitweise wurden beispielsweise in Kirgistan in den Neunzigern weiße Menschen nicht mal in Krankenhäusern behandelt. Meine deutsche Freundin Anastasia erzählte mir kürzlich, dass sie damals nur über Kontakte und im letzten Moment in der Hauptstadt Bischkek an den Mandeln operiert werden konnte – ohne Narkose, aber das war ohnehin normal, auch für Kinder.

Diese Entwicklung war vielleicht auch eine Form der Rache einiger zentralasiatischer Menschen, die in der Sowjetunion selbst rassistisch geprägter Diskriminierung und Abwertung durch Weiße ausgesetzt gewesen waren und es heute vor allem in Russland immer noch sind. Mit dem wieder erwachten Nationalbewusstsein musste die Stellung der Deutschen und anderer Weißer neu verhandelt werden. Das ängstigte meine Eltern, obwohl sie immer sehr gut mit unseren kasachischen Nachbarinnen und Nachbarn ausgekommen waren. Sie sahen ihre Rechte bedroht und in diesem Land generell keine Perspektive mehr. »Was hätte denn dort aus euch Kindern werden sollen? Welche Melkerin wärst du denn mit deinen kleinen Händen geworden?«, fragt Papa und wir kennen beide die Antwort. Da kam das Ticket für ausreisewillige Deutsche in den Westen wie gerufen. Also stellte auch meine Mutter 1991 einen Antrag bei der Bundesrepublik Deutschland.

Meine damals 15-jährige Schwester Lilli war zunächst wenig von den Ausreiseplänen meiner Eltern begeistert, erinnert sie sich, als ich sie besuche und nach ihren Eindrücken vor der Ausreise frage. »Ich war gerade verliebt, hatte da meine ganzen Freunde«, sagt sie. Wir sitzen auf dem Boden im Kinderzimmer ihres Sohnes, sie an die Heizung gelehnt, es ist Winter.

Rückblickend war sie aber doch erleichtert, als wir in das Flugzeug Richtung Westen stiegen. Vor unserer Reise hatte sie nämlich zunehmend Angst gehabt, jemand könnte bei uns einbrechen. Das kam damals öfter vor, da immer mehr Menschen ums Überleben kämpften. Wer dabei auf kriminelle Methoden setzte, musste selten Strafen fürchten. Es war eine Zeit der Gesetzlosigkeit, in der wir glaubten, uns mit einer Eisenstange wehren zu können. »So eine stand damals im Flur unseres Hauses«, sagt meine Schwester und ich sehe das schwere Ding plötzlich vor meinem inneren Auge. Vielleicht ist es die von meiner Schwester beschriebene Angst, die sich in meine Albträume schleicht. In ihnen fühle ich mich immer unsicher in unserem Haus in Kasachstan. Ebenso verfolgt Lilli das Gefühl der Schutzlosigkeit: Bis heute kann sie nicht schlafen, wenn sie allein zu Hause ist.

Auch in der Öffentlichkeit fühlte sich Lilli zunehmend bedroht. In den Club, das Allzweckkulturhaus, wie es in jedem sowjetischen Ort von Chișinău bis Wladiwostok gestanden hatte, vorzugsweise mit ockerfarbenen Holzdielen und hellblau gestrichenen Fensterläden, ging sie in den Monaten vor unserer Ausreise nicht mehr: »Weil da ständig geprügelt wurde«, erklärt meine Schwester. Meist nahmen sich kasachische Jugendliche Deutsche vor, prügeln sie bis zur Bewusstlosigkeit. »Aber die kannten sich doch seit dem Kindergarten«, werfe ich ein. »Ja, aber plötzlich waren sie in der Mehrheit und es waren immer mehr neu zugezogene Kasachen dabei, die kannten uns ja nicht. Wir waren in ihren Augen die ›Faschisten‹, die jetzt abhauen sollten.« Dabei war »Faschist« in der Schule ein »ganz normaler Ausdruck« für die deutschen Kinder gewesen, so Lilli. Sie wiederum hatten die Kasachen »Schlitzäugen« genannt. Die ethnischen Zugehörigkeiten hatten zwar immer im Raum gestanden, das Zusammenleben aber in der Regel nicht behindert. Lillis beste Freundinnen waren eine Deutsche, eine Kasachin und eine Russin gewesen: »Wir kamen gut aus«, sagt sie heute noch.